



MASCHINENRAUM MEINER STADT,
HORIZONT UNSERER WELT
PER LEO

Per Leo lebt als Schriftsteller und Historiker in Berlin. Sein Werk wurde mehrfach ausgezeichnet. Mit einer Arbeit über Ludwig Klages und die Tradition des charakterologischen Denkens promoviert, arbeitet Leo seit 2011 als freier Autor. Ein Schwerpunkt seiner Texte liegt auf der Geschichte und dem Nachleben des Nationalsozialismus, wobei der stilistische Zugriff variiert. Auf den autofiktionalen Familienroman *Flut und Boden* folgten publizistische Interventionen wie der von ihm mitverfasste Leitfaden *Mit Rechten reden* sowie eine kritische Auseinandersetzung mit der deutschen Erinnerungskultur. Zuletzt hat Leo sich verstärkt dem Nahostkonflikt im Kontext der Migrationsgesellschaft gewidmet, u. a. mit dessen Repräsentation in deutschen Schulen. Sein zweiter Roman, eine Road Novel zwischen Niederösterreich und Polarkreis, soll im Herbst 2026 erscheinen. Seit September 2025 ist er Mitherausgeber der *Weltbühne*. – Adresse: Liselotte-Herrmann-Straße 37, 10407 Berlin, Deutschland. E-Mail: perleo@gmx.net.

Als sogenannter Non-resident Fellow pendelte ich – fast – jeden Tag von unserer Wohnung im Prenzlauer Berg zu meinem Arbeitsplatz im Grunewald, einem herrlichen Giebelzimmer mit Blick auf den Fernsehturm, wo ich entgegen hartnäckiger Gerüchte kein Drogenkartell mit meinem geschätzten Nachbarn und angeblichen „Partner“ Jerry O. leitete, sondern abwechselnd an meinem Roman über einen hochstaplerischen Geigenhändler und meinem Projekt für das Wissenschaftskolleg arbeitete. Im Laufe des Jahres wurde mir allmählich klar, dass diese beiden Tätigkeiten nicht nur, wie erwartet, um meine Zeit konkurrierten, sondern auch, zu meiner Überraschung, viel mehr miteinander zu tun hatten als gedacht.

Details tun an dieser Stelle nichts zur Sache, und natürlich will ich auch nicht zu viel verraten. Aber über Krachstaedt, die Hauptfigur des Romans, lässt sich immerhin sagen, dass er ein großer Geschichtenerzähler ist. Die Fähigkeit, den Spielraum zwischen den sogenannten Tatsachen und den eindeutigen Lügen bis zum Äußersten auszureizen, hat ihn nicht nur zuerst reich und dann arm gemacht, sondern seinem Leben auch in vielen misslichen Lagen, so auch während eines langen Gefängnisaufenthalts, Ordnung und Orientierung verliehen. Denn wie der Schriftsteller weiß, ist der erste Adressat einer Erzählung ja immer ihr Autor. Und der Hochstapler ist deshalb ein so faszinierender Betrüger, weil ihm das, was er anderen aufischt, selbst zur zweiten Natur geworden ist.

Als ich begann, an meinem Projekt zu arbeiten, hatte ich ein klares Bild vor Augen. Nachdem ich es immer und immer wieder in den Medien gelesen hatte, ging ich davon aus, dass an Berliner Schulen ein symbolischer Stellvertreterkonflikt tobt: auf der einen Seite Schülerinnen und Schüler mit arabischem oder muslimischem Hintergrund, die sich angesichts des Gewaltexzesses nach dem 7. Oktober mit den Palästinensern in Gaza solidarisieren, auf der anderen solche mit jüdischem und herkunftsdeutschem Hintergrund, die es – unterstützt von den Lehrkräften – mit Israel halten. Die Wochen der Lektüre, die meine Arbeit an dem Projekt einleiteten, schienen dieses Bild zu bestätigen. Immer ging es dabei um Feindseligkeit, um Stress, um Vorurteile, um Bedrohungsgefühle und Hass und, weil es sich bei den Gehassten und Bedrohten um Juden handelte: um Antisemitismus. Glaubte man diesen Texten, war der sogenannte Nahostkonflikt das Einfallstor, durch das sich an deutschen Schulen eine Pandemie der Judenfeindschaft und des Israelhasses ausbreitete.

Dass dieser Konflikt an Schulen mit hohem Migrationsanteil von großer Relevanz ist und oft starke Gefühlsreaktionen hervorruft, lässt sich nicht bestreiten. Und in den Köpfen vieler Schülerinnen und Schüler geistern tatsächlich Bilder von Israel und „den“ Juden herum, die, freundlich gesagt, nicht von der Wirklichkeit gedeckt sind. Woran ich jedoch mit der Zeit zu zweifeln begann, war das Bild, das deutsche Journalisten und Wissenschaftler über die Zustände an Berliner Schulen verbreiteten. Und diese Zweifel hatten ihren Ursprung darin, dass ich immer häufiger meinen Adlerhorst in der Bibliotheksvilla verließ, um mich zurück in die Stadt zu begeben, in der ich seit fast dreißig Jahren lebe.

Lange hatte ich meine Aufgabe darin gesehen, dem überforderten Lehrpersonal Wissen und Prinzipien an die Hand zu geben, mit denen sie ihre Schulen angesichts einer Krise, auf die sie nicht vorbereitet waren, wieder befrieden könnten. Als ich jedoch den zweiten Teil meiner Recherche begann, änderte sich innerhalb weniger Wochen der

Charakter meines Projekts. In den Interviews, die ich mit Lehrern, Eltern, Rektoren, externen Bildungsträgern etc. führte, wurde nämlich immer deutlicher, dass auch auf diesem Gebiet gilt, was man auf anderen ganz selbstverständlich annimmt: Es gibt solche und solche Geschichten. Die einen Geschichten erzeugen unmittelbar Sinn. Sie nehmen einem das Denken ab, weil sie sich in ein Weltbild fügen. Ihre Funktion besteht nicht darin, Dinge zu erkennen, sondern *wiederzuerkennen*. Man kann sie Narrative nennen oder, wenn man es etwas pointierter mag, auch Mythen. Die Logik der anderen Geschichten funktioniert genau umgekehrt. Sie fordern das Denken heraus, weil sie sich nicht auf eindeutige Botschaften reduzieren lassen. Sie müssen erzählt werden, weil sie auf Erfahrungen beruhen, die quer stehen zum allgemein geteilten Sinn. Nennen wir sie, auch weil sie der Rohstoff der Literatur sind, Erzählungen.

Die Erzählungen aus dem Schulalltag forderten die Eindeutigkeit der Narrative heraus. Und sie waren es auch, die mich von der Idee abbrachten, ein Buch zu schreiben, in dem die überlegene Weisheit des Intellektuellen den überforderten Lehrern Wissen und Prinzipien zur Lösung des symbolischen Nahostkonflikts in der Schule an die Hand gibt. Die Realität, die mir in den Interviews begegnete, entsprach nämlich ganz und gar nicht dem, was die Bücher und Zeitungen behaupteten. Zum einen lagen die Probleme anders als gedacht. Die handgreifliche Auseinandersetzung zwischen einem Lehrer und einem Schüler, der auf dem Pausenhof eine Palästinaflagge präsentiert hatte, oder die antisemitischen Ausfälle kamen in der Öffentlichkeit nicht deswegen vor, weil sie typisch, sondern weil sie entweder spektakulär waren. Oder weil man genau danach fragte. Und vor allem kamen sie vor, weil sie sich in ein deutsches Narrativ fügten, das viel zu schön für die Wahrheit ist. Wie jedes Narrativ ist auch dieses so einfach, dass man es in einem Satz wiedergeben kann. Die Deutschen, die aus ihrer Vergangenheit gelernt haben, so lautet dieser Satz, schützen die Juden, die zum Beweis ihrer moralischen Wandlung wieder unter ihnen leben, vor zugewanderten Migranten, die ihren Antisemitismus noch nicht überwunden haben.

Man muss die erwähnten Vorfälle ernst nehmen. Aber meine Interviews zeigten mir, dass sich die Lage an den Schulen viel besser begreifen ließe, wenn man die extremen Ausschläge der Wirklichkeit nicht zu einem sinnstiftenden Narrativ formte, sondern sie als Erzählung in einer Vielzahl von anderen Erzählungen betrachtete. Denn es gibt auch ganz andere Probleme, die es genauso verdienten, ernst genommen zu werden. Und ironischerweise liegt an deren Ursprung jenes deutsche Narrativ der Selbstentlastung, das sich selbst so gerne als Lösung präsentiert.

In den Erzählungen, die ich an der schulischen Basis hörte, ging es meist nicht um die Übertragung eines realen Konflikts ins Symbolische, sondern um Perspektiven und Erfahrungen, die quer stehen zum Sinnstiftungsbedürfnis der sogenannten Mehrheitsgesellschaft. Oder anders gesagt: um Geschichten, die nicht ins Bild passen. Zwei nicht deutsche Mütter erzählten mir, wie irritiert sie waren, als sie sich zu Hause die Folge der Kinder-Nachrichten ansahen, die der Klasse ihrer Söhne die Vorgeschichte des Gazakrieges nahebringen sollte. Die Einseitigkeit und die Leerstellen dieses gut gemeinten, aber schlecht gemachten Bildungsfilms passten so gar nicht zur Selbstverständlichkeit, mit der diese Mütter aus anderer Perspektive auf das gleiche Geschehen blickten. Und es verstörte sie, dass die Lehrerin offenbar so wenig wusste, dass sie dem Film blind vertrauen musste, weil ihr die Mittel fehlten, ihn medienkritisch zu durchleuchten. Zwei externe Bildungsträger, sie eine Palästinenserin, er ein Jude aus Deutschland, berichten von der großen Emotionalität, mit der Schülerinnen und Schüler auf die Gewalt im Nahen Osten reagieren. Aber dabei ging es nicht in erster Linie um die Identifikation mit einer Konfliktpartei, sondern um die Solidarisierung mit menschlichem Leid – und um die Verarbeitung des schrecklichen Leids, mit dem sie tagtäglich auf ihren Handys konfrontiert sind. Ein Rektor erzählte von der Angst, mit der deutsche Eltern auf die Idee reagierten, einen Informationstag zu Israel und Palästina zu organisieren. Statt anzuerkennen, dass Eltern, die selbst aus dem Nahen Osten stammen, über ein Wissen verfügen könnten, das ihnen selbst fehlt, spürten sie sich bedroht von einer Sichtweise, die eigene Gewissheiten infrage gestellt hätte.

Doch nicht nur sind die Probleme vielfältiger und oft anders gelagert als gedacht. Auch die Ideen zu ihrer Lösung sind an der Basis vorhanden. Die Schulen sind in der Regel nicht auf externe Impulse angewiesen, schon gar nicht bei diesem Thema. Und warum nicht? Weil sie in der Lage sind, sich selbst zu organisieren. Sei es eine von Schülerinnen und Schülern erstellte Ausstellung; sei es, besonders beeindruckend, eine Reihe von Gesprächen, die ein Politik-Leistungskurs mit über 50 Experten aus aller Welt geführt hat; sei es die simple, aber effektive Regel, sämtliche nationalen und politischen Symbole aus der Schule zu verbannen; sei es die einfühlsame Klugheit einer ägyptischen Mutter, vor dem Besuch einer israelischen Klassenkameradin alle Zeichen der Palästina-Solidarität für einen Nachmittag zu verbergen. Und so wird mein Buch denn, statt der einen großen Geschichte auf den Leim zu gehen und ein Wissen zu präsentieren, das niemandem hilft, lieber die zahlreichen Erzählungen von der Basis sammeln – auf dass die Schulen voneinander lernen können.

Doch das Wissenschaftskolleg erlaubte mir nicht nur, in unbekannte Bereiche Berlins einzutauchen. Es erlaubte mir auch, den Blick in die Welt zu weiten. Dank glücklicher Umstände, die vielleicht nicht nur dem Zufall geschuldet waren, fand die Weisheit an der Basis nämlich ihre Ergänzung im profunden Wissen einiger Fellows, die sich aus professionellen wie persönlichen Gründen intensiv mit dem Nahen Osten beschäftigt hatten. Die zahllosen Gespräche, die ich mit ihnen führte, kamen mir vor wie ein Spiegelbild der Geschichten, die mir in den Schulen erzählt wurden. Von beidem habe ich unglaublich viel gelernt. Es ist erstaunlich, wie viel man über die Welt erfahren kann, ohne die eigene Stadt zu verlassen.